

Erhard Kiehnbaum

## Der letzte Zensor der *Rheinischen Zeitung*: Wilhelm von Saint Paul<sup>1</sup>

Sein Name geistert wie ein Gespenst durch die Literatur über die *Rheinische Zeitung*. Er war der dritte – der letzte – Zensor jenes Blattes, das den preußischen Wächtern über die Reinheit der Presse viel Kopfzerbrechen bereitete und manchen seiner Zunft verzweifeln ließ. Über Guillaume de Saint Paul (Wilhelm von Saint Paul), so der Name dieses Mannes, ist bislang wenig bekannt geworden – aber das ist umso Widersprüchlicher. Offenbar hat sich auch niemand näher dafür interessiert, wo dieser Mann her kam, welchen Weg er ging und wann und wo er starb. All das ist bislang weitgehend im Dunklen geblieben.

Die über ihn existierenden Einschätzungen, können widersprüchlicher nicht sein. In der Marx-Biographie von Franz Mehring, wird er – mit seinen immerhin über dreißig Jahren – als „jugendlicher Bohemien, der in Berlin mit den Freien kneipte“<sup>2</sup> bezeichnet. Ernst Dronke schreibt, dass er wegen einer Schlägerei mit den Nachtwächtern vor einem Kölner Hurenhaus vom dortigen Zuchtpolizeigericht verurteilt worden sei.<sup>3</sup> Theodor Fontane schließlich weiß zu berichten, dass Saint Paul und Graf Fritz Eulenburg, der angeblich „von Berlin her abdeputiert“ worden war, um den in seinem Dienste viel zu schlaffen Zensor zu kontrollieren beziehungsweise zu schärferem Vorgehen anzuspornen“, „fleißig beim Schoppen“ saßen, und ihr liebster Genosse dabei war der Redakteur

---

<sup>1</sup> Die Schreibweise des Namens sorgte bereits zu seinen Lebzeiten für Verwirrung, so heißt es in einem aus Köln vom 13. September 1843 datierten Bericht der Mannheimer Abendzeitung (MAZ) „Ein Streit ganz eigenthümlicher Art bewegt hier die Gemüther. Es handelt sich nämlich darum, ob Herr von St. Paul, welcher demnächst hier zu erscheinen hat, Freiherr von St. Paul, oder blos Hr. v. St. Paul oder gar blos Hr. St. Paul heißt.“ (MAZ. Nr. 218 v. 17. 9. 1843, S. 870.). – Ich habe im Text die Schreibweise des Namens dahingehend vereinheitlicht, dass – mit Ausnahme der in einigen Quellen ebenfalls vorkommenden Form „Saint-Paul“ – an Geburts- und Sterbeeintrag orientiert, durchgängig Saint Paul bzw. St. Paul verwendet wird.

<sup>2</sup> Franz Mehring: Karl Marx. Geschichte seines Lebens, Berlin 1974, S. 60.

<sup>3</sup> Ernst Dronke: Berlin, Berlin 1987, S. 131.

der *Rheinischen Zeitung*. Relata refero.“<sup>4</sup> – Wahrheit oder Dichtung? Vielleicht auch beides?

Fontane charakterisiert ihn, als „Genie pur sang, echtester Repräsentant einer seit 48 ausgestorbenen Menschenrace“,<sup>5</sup> Varnhagen nennt ihn einen „wunderlichen Menschen“<sup>6</sup> und Eduard Schmidt-Weißenfels schildert ihn als einen „der originellsten und biedersten Menschen, die es geben konnte.“<sup>7</sup>

Namentlich wird er zu den Offizieren gezählt, die – zusammen mit dem später in den Zeughaussturm verwickelten Gustav Techow – dem Kreis der „Freien“ angehört hätten.<sup>8</sup> Fontane behauptet, dass „St. Paul, aus einer preußischen Militärfamilie stammend, [...] in seiner Jugend selber Offizier gewesen“ sei<sup>9</sup> und Schmidt-Weißenfels weiß zu berichten, dass dieser „Leutnant im preußischen Heere gewesen“ sei.<sup>10</sup> Nur: St. Paul war nie aktiver Offizier. Er war Landwehroffizier, womit er – ähnlich wie Köppen – offenbar gern renommierte.<sup>11</sup> So ist es wohl nicht verwunderlich, dass es eine Karikatur auf die Unterdrückung der *Rheinischen Zeitung* gibt, in der er eine Landwehruniform trägt (rechts im Bild).<sup>12</sup>

Letztlich war es aber Fontane, der mit seiner ausführlichen Charakterskizze, den Anstoß gab, mich mit dieser merkwürdigen Persönlichkeit näher zu befassen.

Zunächst aber vor allem Fragen: Das „Deutsche Biographische Archiv“ verzeichnet unter den Berufsbezeichnungen „Offizier, Tierarzt“ einen Friedrich Wilhelm Leopold von Saint-Paul: „königl. Preussischer Stabsrittmeister und Brigade-Major der Süd- und Nordostpreussischen Armee“ und es wird

<sup>4</sup> Theodor Fontane: Autobiographische Schriften. Band III/1: Christian Friedrich Scherenberg. Tunnel-Protokolle und Jahresberichte. Autobiographische Aufzeichnungen und Dokumente, Berlin/Weimar 1982, S. 97 (Nachfolgend Fontane: Scherenberg).

<sup>5</sup> Ebenda, S. 96.

<sup>6</sup> Biblioteka Jagiellonska Kraków. Berol. Varnhagen Sammlung 224. Nachfolgend: Varnhagen Sammlung 224. – Für die Überlassung von Kopien habe ich Frau Joanna Jaskowiec und Herrn Dr. Andrzej Obrebski zu danken.

<sup>7</sup> Eduard Schmidt-Weißenfels: Vier Jahre Memoiren. Porträts und Erlebnisse, Prag und Leipzig 1857, S. 139. (Nachfolgend Schmidt-Weißenfels: Memoiren).

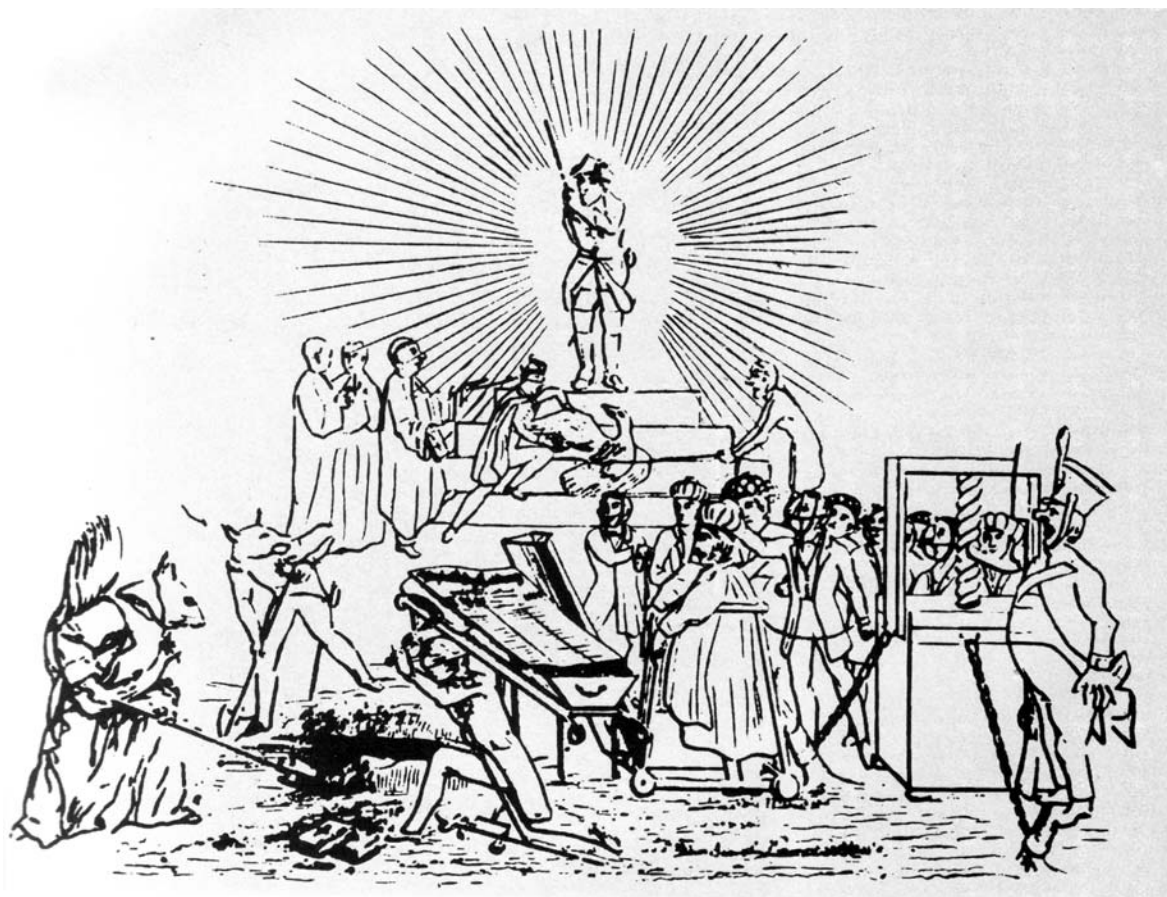
<sup>8</sup> Theodor Fontane: Autobiographische Schriften. Band II: Von Zwanzig bis Dreißig, Berlin/Weimar 1982, S. 337-338.

<sup>9</sup> Fontane: Scherenberg, S. 96.

<sup>10</sup> Schmidt-Weißenfels: Memoiren, S. 141.

<sup>11</sup> So unterschreibt er seinen ersten Brief vom 6.5. 1839 an Varnhagen mit „Wilhelm Saint Paul. Referendar u[nd] Lieut[enant].“ Varnhagen Sammlung 224.

<sup>12</sup> Ich habe Rolf Hecker (Berlin) zu danken, der mich – nach einem Besuch des Deutschen Historischen Museums – dazu angeregt hat, die vorhandenen Karikaturen über die *Rheinische Zeitung* nach einer Darstellung von St. Paul durchzusehen.



Karikatur auf das Verbot der „Rheinischen Zeitung“, 1843.

Die Totengräber im Vordergrund stellen drei preußische Minister dar: den Kultusminister Eichhorn (als Eichhörnchen in Mönchskutte), den Justizminister von Mühler und den Minister des Innern von Arnim-Boitzenburg.

(Abbildung aus: Karl Marx und Friedrich Engels. *Ihr Leben und ihre Zeit*, Berlin 1978, S. 34.)

die Vermutung geäußert: „Vielleicht war es ein Sohn oder ein Enkel von ihm, welcher im Juni 1849 bei Frederici blieb, wo er das Commando über ein Bataillon holst. Truppen führte.“<sup>13</sup> Gemeint ist hier Jean de Saint Paul, der Offizier im Kaiser-Alexander-Regiment und Lehrer an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule war. – War es ein Bruder, wie Fontane schreibt? „Der Schleswig-Holsteinische Krieg zählte zwei St. Pauls unter seinen Opfern, zwei Brüder: der eine war der Oberstlieutenant v. St. Paul (früher Major im Alexander-Regiment), der vor Fridericia durch eine Kanonenkugel fiel, der andere war der unsere, der den Folgen seiner Idstedter Verwundung erlag.“<sup>14</sup>

Schließlich gab es in Potsdam einen Guillaume de Saint Paul, der viele Jahre Oberbürgermeister der Stadt war. War es der Vater?

<sup>13</sup> Deutsches Biographisches Archiv (DBA) I/1075, S. 212/213.

<sup>14</sup> Fontane: Scherenberg, S. 99.

## Die frühen Jahre

Im Kirchenbuch der französisch-reformierten Gemeinde von Potsdam findet sich unter Nr. 602 der Taufeintrag für den am 24. März 1807 um sechs Uhr abends geborenen Guillaume de St. Paul. Er ist das erste Kind des Quartiermeisters und Auditeurs im Gardegrenadierbataillon seiner Majestät und Assessor der französischen Justiz dieser Stadt, Guillaume de St. Paul, und seiner Ehefrau Friederike Wilhelmine geb. Stenger. Er wurde am Sonntag dem 19. April vom Pastor Chodowiecki getauft. Als Paten waren anwesend, die Großmutter väterlicherseits, Frau Augustine Sophie de St. Paul geb. Kamrad und der Händler Karl Friedrich Schultz aus Lindow.<sup>15</sup>

Der Vater, Guillaume de Saint Paul sen. (1776–1850), vor allem bekannt geworden als Oberbürgermeister der Stadt Potsdam, entstammte einer alten Hugenottenfamilie.<sup>16</sup> Er war der Urenkel des französischen Einwanderers Francois Le Tanneux de Saint Paul und der Sohn des Richters und Hofrats der französischen Kolonie in Potsdam, Guillaume de Saint Paul. Ursprünglich in der Bretagne beheimatet, waren sie als Hugenotten vor den Verfolgungen in Frankreich geflüchtet. Wilhelm Saint Paul sen. ist 1806 in Potsdam als Regiments-Quartiermeister und Auditor beim Garde-Grenadier-Bataillon nachweisbar, zugleich war er erster Assessor beim Gericht der französischen Kolonie. 1806 heiratete Wilhelm Saint Paul sen., dessen Regiment nach Rostock verlegt worden war, die Siebzehnjährige Friederike Wilhelmine Stenger, die er dort kennen gelernt hatte – die Mutter „unseres“ Saint Paul. Seit 1809 hatte er wesentlichen Anteil an der Einführung der Steinschen Städtereform in Potsdam. Schließlich wurde er 1821 Oberbürgermeister der Stadt. Dieses Amt bekleidete er bis 1844. – Er hatte frühzeitig auf den Adelstitel und das Französische in seinem Namen verzichtet, worin ihm auch der Sohn Wilhelm folgte.

<sup>15</sup> Siehe Kopie des Taufeintrags von Guillaume de Saint Paul. Kirchenbuch der französisch-reformierten Gemeinde (Bat. I, Nr. 602) von Potsdam (Sign.: AfrD: Film-4628). – Wilhelm von Saint Paul hatte noch drei Geschwister: Sophie, geb. 30.4. 1808; August, geb. 26. 8. 1809 studierte nach dem Abitur an der Universität Halle-Wittenberg Theologie; er starb dort 1832 an der Cholera und Moritz (Jean Frederic Morice), geb. 20. 9. 1811, Rittergutsbesitzer auf Jaeknitz, Rosen und Woiditten in Ostpreußen., seit 1855 Landrat in Heiligenbeil. (Siehe Friedwald Moeller: Amts-Blatt der Königlichen Preussischen Regierung zu Königsberg: Personenkundliche Auszüge 1811–1870, Bd. 1, Hamburg 1984, S. 421). – Für freundliche Auskünfte und Überlassung einer Kopie des Taufeintrags habe ich Herrn R. Violet von der Französischen Kirche zu Berlin zu danken.

<sup>16</sup> Bei den Angaben zur Herkunft stütze ich mich auf den Beitrag von Friedhild-Andrea Anders: Die Familie Saint Paul. Spuren von drei Generationen in Potsdam. In: Mitteilungen der Studiengemeinschaft Sanssouci e.V. Verein für Kultur und Geschichte Potsdams, 2. Jg. 1997, H. 1, S. 5–22. – Die Tätigkeit von Wilhelm St. Paul jr. als Zensor der *Rheinischen Zeitung* wird in diesem Beitrag nicht erwähnt.

Über die frühen Jahre von Wilhelm Saint Paul jr. war nur wenig zu ermitteln. Nachweislich machte er zu Ostern 1824 am „Königlichen Gymnasium“ in Potsdam sein Abitur.<sup>17</sup> Anschließend nahm er ein Studium in Halle auf. Am 24. Mai 1824 trug er sich unter der Nr. 192 in die Matrikel der Hallischen Universität zum Jurastudium ein. Er war zu dieser Zeit 18 Jahre alt und wohnte in der Barfüßer Straße, unweit der Universität.<sup>18</sup>

In den Personalunterlagen des Universitätsrichters taucht er 1824 wegen „Sings auf der Straße“ auf, 1826 wird er wegen mangelnden Fleißes und „unregelmäßigen Verhaltens“ erwähnt und schließlich wird am 28. Oktober 1826 gegen ihn das „Consilium abeundi“ wegen landsmannschaftlicher Verbindungen ausgesprochen. Das genaue Abgangsdatum war nicht zu ermitteln. Er erschien aber im Wintersemester 1826/27 nicht mehr im „Verzeichniß der Studirenden auf der Königlichen vereinten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg.“

Ob er unmittelbar danach an einer anderen Universität studiert, oder sich eine Auszeit genehmigt hat, lässt sich gegenwärtig noch nicht sagen. Im Frühjahr 1827 taucht sein Name jedoch im Matrikelbuch der Berliner Universität auf. Am 23. Mai schrieb er sich unter der Nr. 659 zum Jurastudium ein. – Sein Abgang wird jedoch bereits am 2. Juni 1827 vermerkt.<sup>19</sup>

Für sieben Jahre verschwindet er nun vollständig aus unserem Blickfeld. Vermutlich hat er in dieser Zeit sein Jurastudium fortgesetzt, seine ersten Jahre als Referendar verbracht und als Einjährig Freiwilliger gedient, da er 1835 zum Offizier der Landwehr ernannt wurde.<sup>20</sup>

Ob es sich bei dem in den Rang- und Quartierlisten von 1839 genannten St. Paul um „unseren“ St. Paul handelt, kann mit absoluter Sicherheit nicht gesagt werden, weil Vornamen nie angegeben werden. Jedenfalls findet sich dort folgender Eintrag: „2tes Bat. (Insterburgsches) [...] Abg[änge]: St. Paul dim[ittirt]“<sup>21</sup> Im gleichen Jahr wird in der Liste der Abiturienten des Gymnasiums Potsdam festgehalten: „Ist jetzt Oberlandesgerichtsreferendarius“.<sup>22</sup>

---

<sup>17</sup> Siehe Zur Feier des Säcularfestes des hiesigen Königlichen Gymnasiums, welche am 17ten August 1839 in dem Auditorium des Schulgebäudes begangen wird, laden ehrerbietigst und hochachtungsvoll ein der Director und das Lehrer-Collegium, Potsdam 1839, S. 26. (Nachfolgend Zur Feier des Säcularfestes).

<sup>18</sup> Diese und die folgenden Angaben nach einer freundlichen Auskunft von Frau R. Haasenbruch, Archiv der Universität Halle-Wittenberg.

<sup>19</sup> Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin. Matrikelbuch. 7. Rektorat; No.: 659; Immatrikulationsdatum: 23. Mai 1827. – Für freundliche, entgegenkommende Unterstützung habe ich Frau Ilona Kalb zu danken.

<sup>20</sup> Rang- und Quartierlisten (RQL) 1835, S. 265: Provinzial-Landwehr „1stes Landwehrregiment. 3tes Bat. (Glogausches) [...] Inf. 1sten und 2ten Aufgebots: [...] S.-L. St. Paul“.

<sup>21</sup> RQL 1839, S. 213 (dimittirt = entlassen/verabschiedet).

<sup>22</sup> Zur Feier des Säcularfestes, S. 26.

In diesem Jahr wendet sich Saint Paul auch das erste Mal brieflich an Karl August Varnhagen von Ense und übergibt diesem eine literarische Arbeit.<sup>23</sup> Es handelt sich dabei um das Erstlingswerk mit dem Titel „Klänge aus der Welt des Gemüths: Eine Reihe psychischer Dichtungen.“<sup>24</sup> Diese Schrift signalisiert zugleich, dass er kurz entschlossen sein ursprüngliches Berufsziel aufgegeben und sich der Literatur zugewandt hat. Schmidt-Weißenfels, der ihn als alten Freund der Familie bezeichnet, berichtet über ihn, dass „er eine Leidenschaft für die Schriftstellerei“ hatte.<sup>25</sup>

Abgesehen davon, dass er mit seinem Leutnantsrang kokettiert, tritt uns der spätere Zensor hier erstmals selbst als Autor gegenüber. Unter dem Titel: „Der stets Currente“ liefert er eine Persiflage auf den ehrwürdigen preußischen Staatsdiener. – Zweifellos ein Abgesang.

„Stets war er kurrent; denn genau nach der Uhr,  
Macht er viermal des Tags die ergötzliche Tour  
Hinauf zum Bureau und wieder herab,  
Dreitausend Meilen betrug's bis zum Grab;  
Er strich durch die Straßen, sah rechts nicht noch links,  
Denn zur himmlischen Kost, zu den Acten ging's;  
Als Grabschrift verlangt' er für's selige End':  
Stets war er kurrent!

Er lebt' in den Acten, hätt an Katarakten,  
Auf Felsen und Meeren, geträumt nur von Acten,  
Begriff nicht, wie andre die Acten oft plackten,  
Die sich quälten, als ob sie Nüsse erknackten,  
Und als ihn die Wehen des Todes erpackten,  
Da sprach er verklärt: auch dort oben giebt's Acten,  
Und verschied mit dem Worte, der Brust noch erpresst:  
Nie war ich in Rest! –

Und tritt vor des Himmelskast'laus Excellenz,  
Spricht gehorsamst zu Petrus mit Dienstreuerenz,  
Ueberzeugt dass ihn nichts von den Seligen trennt:  
Stets war, Excellenz, ich auf Erden kurrent!  
„Stets laufend, spricht Petrus, so kehre zurück,  
„Und wende beschauend hübsch um dich den Blick,  
„Auf der Erd' ist der Mensch, dass er denkt und erkennt,  
„Die laufenden Seelen sind hier nicht kurrent!“

<sup>23</sup> Wilhelm Saint Paul an Varnhagen. Potsdam, 6.5. 1839. Varnhagen Sammlung 224. In seinem Brief verleiht er der Hoffnung Ausdruck, dass die Ansicht seiner Arbeit „Ew. Hochwohlgeboren nicht unerfreulich“, „vielleicht sogar, ihres psychischen Inhalts halber, dem großen Seelenkummer von einigem Interesse sein werde.“

<sup>24</sup> Wilhelm Saint Paul: Klänge aus der Welt des Gemüths: Eine Reihe psychischer Dichtungen. Berlin 1839. XII, 228 S.

<sup>25</sup> Schmidt-Weißenfels: Memoiren, S. 140.

Dass er offensichtlich die Absicht hatte, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, macht die Tatsache deutlich, dass er bereits im September 1839 Varnhagen ein weiteres Produkt seiner literarischen Tätigkeit überreichte.<sup>26</sup> 1841 folgt – anonym – eine achtzigseitige Broschüre.<sup>27</sup>

Dazu merkt er an, dass er sie bereits „im Oktober verg[angenen] Jahres geschrieben“ habe, diese aber „durch Saumseligkeit des Verlegers erst jetzt erschienenen“ sei.<sup>28</sup>

Der unmittelbare Anlass für diese Broschüre war der Tod Friedrich Wilhelm III. am 7. Juni 1840. Sie ist ein politisches Bekenntnis St. Pauls. – Neben einem Abriss, der – wie er es sieht – Erfolgsgeschichte der Hohenzollern, ist es vor allem ein Lobgesang auf Friedrich Wilhelm III. Zwar werden negative Seiten durchaus auch angesprochen, der Grundtenor ist jedoch ein eindeutiges Bekenntnis zu Preußen und seinem Weg der Reform. Der von Frankreich eingeschlagene Weg der Aufklärung und der Revolution ist ihm dagegen geradezu die Inkarnation des Bösen. Das Hauptstreben eines unseligen Geschäfts, welches man Aufklärung nannte, sei „auf Unterdrückung alles tiefen religiösen Gefühls gerichtet, dessen Losungswort sogenannte Toleranz d.h. Gleichgültigkeit gegen das Heilige“ gewesen sei.<sup>29</sup> Frankreich war für ihn „der eigentliche Sitz und Heerd dieser selbstsüchtigen Lehre und trostlosen Weltansicht“.<sup>30</sup> Deutschland, namentlich Preußen sei es gelungen, sich „zu einer neuen Ordnung der Dinge auf dem Wege ruhiger Reform [...] ohne innere Zerwürfniß, ohne Parteienkampf, Zerrüttung, Bürgerkrieg und gewaltsame Erschütterung, ohne Revolution“ umzugestalten.<sup>31</sup> – Die zweite Hälfte seiner Broschüre ist nichts weiter als die Aufzählung der von Friedrich Wilhelm III. veranlassten Reformen und der von ihm bewältigten Prüfungen: kurzum ein Lobgesang. – Das wird sich für seine weitere Karriere noch als durchaus nützlich erweisen.

Im Brief März 1841 an Varnhagen kündigt er zugleich eine weitere Schrift an: „Mein Angelus“, so teilt er mit „erscheint nun unfehlbar zu Michaelis dieses Jahres, nicht weil ich die Arbeit bis dahin für beendbar hielte (die eine

---

<sup>26</sup> Wilhelm Saint Paul an Varnhagen, 3. September 1839. Varnhagen Sammlung 224. „Es ist mir eine innige Freude Ew. Hochwohlgeboren meine Poesinen überreichen zu können“, schreibt er. – Diese Schrift ließ sich nicht ermitteln.

<sup>27</sup> Das Jahr 1840 als Epoche in der Entwicklungsgeschichte Preußens: ein patriotisches Wort [über Friedrich Wilhelm III.], dem preußischen Volke gewidmet [Verf.: von Saint Paul]. - Berlin: Sittenfeld 1841, 80 S. [Nachfolgend: Das Jahr 1840]

<sup>28</sup> Wilhelm Saint Paul an Varnhagen. 21. März 1841. Varnhagen Sammlung 224.

<sup>29</sup> Das Jahr 1840, S. 33.

<sup>30</sup> Ebenda, S. 34.

<sup>31</sup> Ebenda, S. 37.

Arbeit der Art wächst mit einem selber und wird nie fertig) sondern weil ich fühle, dass ich ihr eine Grenze setzen muß.“<sup>32</sup> – Dieses Werk ließ sich bisher nicht aufspüren.

Bereits Mitte 1841 scheint er jedoch ernüchtert festgestellt zu haben, dass er allein mit literarischen Arbeiten seinen Lebensunterhalt nicht würde bestreiten können. Am 21. Oktober 1841 wendet er sich daher an den Innenminister v. Rochow<sup>33</sup> mit dem Ersuchen um Anstellung. In dem erhaltenen Brief legt er ausführlich seine Beweggründe dar. Zunächst bezieht er sich auf eine nicht näher belegte Äußerung v. Rochows über seine „kleine politische Schrift“<sup>34</sup> Dringende „moralische Beweggründe“, hätten ihn „zu dem Wagnisse dieser Zeilen“ veranlasst, schreibt er. Es sei für ihn ein „bittres Gefühl im kräftigsten Lebensalter, in welchem der Gewinn einer gerundeten Lebensansicht den Mann zum Wirken kräftig macht, sich von einer nützlichen staatsbürgerlichen Thätigkeit ausgeschlossen zu wissen“, schreibt er. Zugleich geht aus seinem Schreiben hervor, dass offenbar auch die Eltern Probleme mit dem von ihm eingeschlagenen Lebensweg hatten, denn er klagt über „ein unerträgliches Gefühl“, den „besorgten, vorwurfsvollen Blick betagter Ältern“ ertragen zu müssen. Die „ausschließliche Beschäftigung mit der Frage des Mein und Dein“ sei es gewesen, die ihm „die praktisch[e] Jurisprudenz [...] in dem Grade“ verleidet habe, daß er „obschon der dritten Prüfung nahe, diese Laufbahn verließ“, um sich „litterarischer Thätigkeit hinzugeben.“ Dies habe ihn auch durchaus einige Jahre befriedigt, schließlich aber in eine „geistig mehr und mehr bedrückenden Gemüthsverfassung“ versetzt.<sup>35</sup> – Die Antwort v. Rochows war so prompt, dass die Vermutung nahe liegt, dass hier Beziehungen eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben mögen.<sup>36</sup> Mit Schreiben vom 27. Oktober 1841 teilt er dem „königl[ichen] Referendarius, Herrn St. Paul zu Potsdam“ mit:

<sup>32</sup> Wilhelm Saint Paul an Varnhagen. 21. März 1841. Varnhagen Sammlung 224.

<sup>33</sup> Gustav Adolf Rochus von Rochow (1792–1847) preußischer Innenminister von 1834–1842.

<sup>34</sup> Dabei handelt es zweifellos um seine Broschüre „Das Jahr 1840“.

<sup>35</sup> Wilhelm Saint Paul an den Minister des Inneren und der Polizei von Rochow. Potsdam, den 21.10. 1841. GStA PK, I. HA Rep. 77, Tit. 864, Nr. 3 Bl. 1 (Gründung eines Ministerial-Zeitungs-Bureaus im Ministerium des Innern, 1841–1843). – Auf diese Akte bin ich durch die Arbeit von Lothar Dittmer: Beamtenkonservatismus und Modernisierung. Untersuchungen zur Vorgeschichte der Konservativen Partei in Preussen 1810–1848/49. Stuttgart 1992, aufmerksam geworden.

<sup>36</sup> Diese Vermutung wird gestützt durch ein Schreiben von Wilhelm Saint Paul (sen.) vom 30. 10. 1841 (Ebenda, Bl. 13) und dessen Antwort vom 8. 11. 1841 (Ebenda, Bl. 14). Schließlich mag die Tatsache, dass Rochows Mutter in zweiter Ehe mit dem Baron Friedrich de la Motte Fouqué verheiratet war, nicht unerheblich gewesen sein.



„Auf Ihre Eingabe vom 21ten d. Mts. habe ich mit Rücksicht auf Ihre durch mehrere zu meiner Kenntniß gelangten Druckschriften bethätigten staatswissenschaftliche Bildung, und im Vertrauen auf die darin kundgegebene gute Gesinnung beschlossen, Sie im Secretariat meines Ministeriums gegen einen Diätensatz von Zwei Thalern temporaria zu beschäftigen.

Ich fordere Sie deshalb auf, sich unverzüglich hierher zu begeben und bei mir zur Empfangnahme Ihrer nähern Geschäfts-Anweisung sich zu melden.

Ihre Diäten haben Sie postnumerando monatlich aus der polizeilichen Dispositions-Casse meines Ministeriums zu empfangen.“<sup>37</sup>

St. Paul kam dieser Aufforderung umgehend nach und war seit dem 29. Oktober 1841 Mitarbeiter des in Gründung befindlichen „Ministerial-Zeitungs-Büros“, das am 1. November seine Tätigkeit aufnahm.

### **Mitarbeiter des „Ministerial-Zeitungs-Büros“**

Zunächst nahm das Büro unter Leitung des Regierungsrats Franz Hugo Hesse in dessen Wohnung Louisenstr. 52<sup>38</sup>, mit insgesamt drei Mitarbeitern, neben Hesse, St. Paul als „Expedient“ und einem Gehilfen die Arbeit auf.

Die Aufgaben des „Ministerial-Zeitungs-Büros“ sind in einer „Vorläufigen Instruction“ vom 27. Oktober 1841 durch den Innenminister von Rochow bestätigt worden.<sup>39</sup> Danach wurde dem Büro die Aufgabe gestellt, „die gelesenen Zeitungen des In- und Auslands“ einer regelmäßigen Kontrolle zu unterziehen, „wahrheitswidrige Nachrichten, entstellende Berichte und unbegründete Urtheile über diesseitige Zustände, über Acte und Intentionen der Regierung und über hochgestellte Personen, [...] die öffentliche Meinung irre leitender Mittheilungen entgegen zu treten [...] alle durch Zeitungs-Nachrichten verbreiteten Lügen als solche“ zu bezeichnen, entstellte Tatsachen zu berichtigen und „möglichst in ihrem wirklichen Zusammenhange“ darzustellen.<sup>40</sup>

<sup>37</sup> GStA PK, I. HA Rep. 77, Tit. 864, Nr. 3, Bl. 2.

<sup>38</sup> Zur Biografie von Hesse siehe Martin Hundt: Zum Beginn von Marx' Tätigkeit als Redakteur der *Rheinischen Zeitung*. Franz Hugo Hesse an Marx, 4. November 1842. Nachtrag zu MEGA<sup>2</sup> III/1. In: Marx-Engels-Jahrbuch 2005, S. 210–221. – Zur Wohnung siehe J.W. Boike's Allgemeiner Wohnungsanzeiger für Berlin, Charlottenburg und Umgebungen auf das Jahr 1842. Berlin 1842, S. 166. – In den Tagebücher Fontanes findet sich folgende Bemerkung: „Der dicke Hesse, der seine Laufbahn unter der Polizei begonnen habe (daher vermuthlich seine Freundschaft mit St. Paul) sei ein Lump vom reinsten Wasser.“ Theodor Fontane. Tagebücher 1852. 1855–1858. Hrsg. von Charlotte Jolles unter Mitarb. von Rudolf Muhs, Berlin 1994, S. 190. (Freundlicher Hinweis von Manfred Schöncke, Uetersen).

<sup>39</sup> Siehe GStA PK, I. HA Rep. 77, Tit. 864, Nr. 3 Bl. 8-10.

<sup>40</sup> Ebenda, Bl. 8.

Es waren zunächst elf Zeitungen, die man ausgewählt hatte, darunter allein drei Hamburger<sup>41</sup> und zwei Frankfurter,<sup>42</sup> dazu gesellten sich das „Mannheimer Journal“, die „Kölnische“ und „Schlesische Zeitung“, die „Augsburger Allgemeine“, die „Leipziger Allgemeine“ sowie die „Oberdeutsche Zeitung“

St. Pauls Aufgabe war es, diese Blätter „sofort einer speciellen Durchsicht zu unterwerfen“, und „die auf das Inland bezüglichen Artikel zu markiren“, schleunigst „entsprechende Berichtigungen zu verfassen“ und diese (nach Rücksprache mit seinem Vorgesetzten) umgehend an die betreffenden Zeitungen zu versenden.

Ausdrücklich wird in der Dienstanweisung hervorgehoben: „Der Expedient“ – d.h. St. Paul – „hat sich unmittelbar mit den Redactionen der betreffenden Blätter in Verbindung zu setzen, so daß die Entgegnungen und Berichtigungen nicht im Namen des Ministeriums, sondern in ‚höheren Auftrage‘ durch den Expedienten erfolgen.“<sup>43</sup>

Der erste Monatsbericht vom 28. November 1841 zog eine positive Bilanz der Arbeit. Man habe sich bereits mit Erfolg direkt mit den Redaktionen der Blätter in Verbindung gesetzt, wobei man „die Mehrzahl der in diesen Zeitungen im Laufe des Monats über preußische Zustände enthaltenen Artikel [...] einer Berichtigung (habe) unterwerfen müssen.“<sup>44</sup> – Es folgt eine Einschätzung der analysierten Zeitungen sowie eine breit angelegte Auswertung der von ihnen behandelten „problematischen“ Themen. Schließlich wird der Vorschlag unterbreitet, die Arbeit des Büros auszuweiten, weitere Zeitungen in die Auswertung einzubeziehen und gebeten, dafür entsprechende finanzielle Mittel zu bewilligen.<sup>45</sup>

Im Juni 1842 wurde von Rochow als Minister des Innern und der Polizei von Graf von Arnim-Boitzenburg<sup>46</sup> abgelöst. – Rochow versäumte es nicht, St. Paul in einem Schreiben für dessen Tätigkeit zu danken und sein Bedauern darüber auszudrücken, dass es ihm nicht – wie beabsichtigt – gelungen sei,

<sup>41</sup> Die „Hamburger neue Zeitung“, der „unparth. Correspondent“ und die „Börsenhalle“.

<sup>42</sup> Das „Frankfurter Journal“ und die „Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung“.

<sup>43</sup> GStA PK, I. HA Rep. 77, Tit. 864, Nr. 3, Bl. 9-10.

<sup>44</sup> Ebenda, Bl. 21R.

<sup>45</sup> Wörtlich heißt es: „Das Zeitungs-Bureau bittet um Erlaubniß, für das künftige Quartal noch folgende Zeitungen anschaffen zu dürfen:

- die badensche Zeitung,
- den fränkischen Kurier,
- die Würzburger Zeitung,
- den schwäbischen Merkur und
- den Nürnberger Correspondent“. Ebenda, Bl. 31.

<sup>46</sup> Adolf Heinrich Graf von Arnim-Boitzenburg, (1803–1868), von 1842–1845 preußischer Innenminister.

ihn definitiv in seinem Ministerium anzustellen. „Ich habe Sie indeß meinem Herrn Amtsnachfolger zur Berücksichtigung empfohlen“, teilt er St. Paul mit. Er zweifle nicht daran, „daß auch Ihr neuer Chef Ihre Thätigkeit bald erkennen und von Ihren Talenten, Ihrer wissenschaftlichen Bildung und Ihrem bethätigten Diensteifer den Ihnen erwünschten Gebrauch machen wird. Indem ich Ihnen, dies eröffne, darf ich Ihnen das Zeugniß nicht versagen, dass Sie während Ihrer bisherigen Beschäftigung in meinem Ministerio die gute Meinung vollkommen gerechtfertigt haben, die ich schon, ehe ich Sie persönlich kannte, von Ihrer Geschicklichkeit und Ihrer ergeben treuen Gesinnung aus den von Ihnen verfassten Druckschriften gewonnen hatte. Wenn mich diese günstige Meinung dazu bestimmt hat, Ihnen einen Geschäftskreis anzuweisen, welcher einen besondern politischen Tact erfordert, der sich ohne hingebende patriotische Gesinnung nicht erwerben läßt, so bin ich Ihnen j[etzt] die Anerkennung schuldig, daß Sie Ihre Aufgabe zu meiner v[öl]ligen Zufriedenheit gelöst, und wesentlich dazu beigetragen hab[en] daß auf Befehl Sr. Majestät des Königs begründete Ministerial Zeitungsbureau seinen Zweck erfüllt hat. Indem ich Ihnen h[ier]für, so wie für die mir persö[nlich] gewidmete Ergebenheit meinen besten Dank sage, hoffe ich, daß Ihre schätzbaren Eigenschaften und Bestrebungen immer die ve[r]diente Anerkennung finden werden.“<sup>47</sup>

Für das Zeitungsbüro hatte der Wechsel zur Folge, dass St. Pauls unmittelbarer Vorgesetzter, Ministerialrat Hesse von Arnim entlassen wurde. An seine Stelle trat der Regierungsrat Ernst Wilhelm Bitter.<sup>48</sup> Zugleich wurde das Büro durch einen weiteren Gehilfen und zwei „Literaten“ verstärkt und hatte ab November 1842 ein wöchentliches Zeitungsbulletin für den König zu erstellen.<sup>49</sup>

---

<sup>47</sup> Der Minister des Innern und der Polizei von Rochow an Wilhelm von Saint Paul. 14. 6. 1842. GStA PK, I. HA Rep. 77, Tit. 864, Nr. 3 Bl. 45.

<sup>48</sup> Ernst Wilhelm Bitter (geb. 13. 8. 1809 in Schwedt,; gest. 23. 10. 1843 in Berlin) nach dem Besuch des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Berlin studierte er Jura in Berlin und Bonn; Ostern 1829 nahm er seine Tätigkeit im Staatsdienst als Auskultator beim Stadtgericht in Berlin auf. Seit 1830 in Posen tätig, heiratete er 1834 die einzige Tochter des Kriminalrats Joachim Heinrich Stenger, Sohn des Kaufmanns Stenger aus Neu-Ruppin. (N.B.: Die Mutter St. Pauls war ebenfalls eine geb. Stenger, ihr Elternhaus stand in Lindow nahe Neu-Ruppin. – Ein verwandtschaftliches Verhältnis ist demnach nicht auszuschließen). 1843 wurde er vom Minister des Innern Graf v. Arnim-Boitzenburg als Regierungsrat in das Ministerium des Innern berufen und als „Hilfsarbeiter“ u.a. für Zensurangelegenheiten angestellt.

<sup>49</sup> Siehe Dittmer, S. 165, FN 489.

## Als Zensor in Köln

Die preußische Regierung, schon lange unzufrieden mit der Handhabung der Zensur der rheinischen Zeitungen – insbesondere der *Rheinischen Zeitung* – beauftragte am 22. Januar 1843 den Oberpräsidenten v. Schaper, den aus ihrer Sicht untauglichen Zensor Wiethaus<sup>50</sup> durch einen geeigneteren Beamten zu ersetzen. Da sich niemand fand, der diese undankbare Tätigkeit übernehmen wollte, was man in Berlin offenbar bereits erwartet hatte, hatte man bereits vorausschauend „den expedierenden Sekretär von Saint Paul, welcher bereits seit längerer Zeit in dem unter meiner, des Ministers des Innern, Leitung stehenden zur Zensurverwaltung gehörigen Zeitungsbureau beschäftigt gewesen ist, die Presse und die Taktik der verschiedenen Redaktionen, namentlich auch die der *Rheinischen Zeitung*, genau kennt, in die An- und Absichten, welche hier in bezug auf den Gegenstand obwalten, genau eingeweiht ist und nach unserer Überzeugung den erforderlichen Bedingungen durchaus genügt“, nach Köln entsandt, wo sich der Oberpräsident seiner nach Lage der Dinge bedienen möge.<sup>51</sup>

St. Paul traf am 30. Januar 1843 in Köln ein. Für den Zeitraum seiner Tätigkeit als Zensor – bis Ende Juni 1843<sup>52</sup> – lieferte er insgesamt 27 Berichte an Bitter. – Bereits am 31. Januar erstattete er einen ersten umfassenden Bericht über seine Aktivitäten. Darin berichtete er u.a. ausführlich über sein Gespräch mit seinem Vorgänger Assessor Wiethaus. „Dem Rheinländer“, so sein Eindruck, sei „bei seiner lebhaften, durch seine Rechtsinstitutionen genährten Neigung für Öffentlichkeit, bei seinem leichten, die derbe, freie Äußerung liebenden, gegen ihren Stachel weniger empfindlichen Sinne, jede Beschränkung der öffentlichen Meinung zuwider“, die Zensur erscheine ihm als ein Druck. – Über die Tätigkeit seines Vorgängers berichtete er: „Der Assessor Wiethaus hat mir mehr als hundert von ihm gestrichene Aufsätze vorgelegt, und ich habe daraus die Überzeugung gewonnen, daß er sein Geschäft mit redlichem Willen verwaltet hat, und daß er namentlich den antikirchlichen und junghegelschen Tendenzen des Blattes mit großer Energie entgegengetreten ist, ja die Zeitung von Aufsätzen dieser Gattung völlig frei gehalten hat.“ – Zugleich zog er Schlussfolgerungen für die eigene Arbeit: „Das einzi-

<sup>50</sup> Julius Johann Heinrich Wiethaus (geb. 7.11. 1806 in Hamm; gest. 23.4. 1863 in Bernkastel), 1842/43 preußischer Zensor in Köln, später Angehöriger der Frankfurter Nationalversammlung.

<sup>51</sup> Zitiert nach Joseph Hansen: Rheinische Briefe und Akten zur Geschichte der politischen Bewegung 1830–1850. Bd. 1, Bonn 1919, (nachfolgend Hansen), S. 406.

<sup>52</sup> Vom 1. Juli an wurde der von St. Paul vorgeschlagene Graf Eulenburg interimistisch an Stelle von St. Paul zum Zensor der Kölner Zeitungen ernannt.

ge Mittel bleibt hier, sich an das Rechtsgefühl des Rheinländers zu wenden, der Zensor muß seine Monita überall der Redaktion gegenüber gesetzlich zu motivieren wissen.“ Geschehe dies nicht, so könne „sich der Widerwille gegen das Institut der Zensur und deren Beamte nur steigern“, so seine Schlussfolgerung.<sup>53</sup>

Angesichts dieses öffentlich bekundeten Eifers ist es schon Bemerkenswert, dass St. Paul zugleich in einem privaten Schreiben Bitter bat: „Nur befreien Sie mich baldigst aus diesem Exile, ich hoffe hier sicher geeignete Persönlichkeiten, welche für das Zensoramt ausreichende Garantien bieten, ausfindig zu machen, namentlich hoffe ich den Grafen Eulenburg, mit dem ich hier viel umgehe, zur Übernahme zu bestimmen, spätestens vom 1. März ab, wo das Odium ein geringeres sein wird.“<sup>54</sup> – Kaum angekommen, sah er sich schon nach einem Nachfolger um! Sein Engagement für die neue Aufgabe hielt sich offenbar in Grenzen.

Offiziell übernahm er sein Amt am 2. Februar.<sup>55</sup> Seine Tätigkeit war jedoch von vornherein überschattet durch die vor seinem Eintreffen verfügte Doppelzensur. In seinem Schreiben vom 5. Februar an Bitter beklagt St. Paul diesen Zustand und betont, dass er sich „Dem Gesuche des Herrn Präsidenten v. Gerlach um schleunige Aufhebung der angeordneten Rezensur [...] nur auf das dringendste anschließen“ könne, vor allem auch deshalb, weil „die Fortdauer dieser Rezensur“ auf ihn das „übelste Licht“ werfe, ihm „von vornherein das öffentliche Vertrauen“ nehme und ihn „namentlich den Redaktionen gegenüber“ kompromittiere.<sup>56</sup> Eine „solche Anordnung“ könne „nur als die Folge mangelnden Vertrauens zu Fähigkeit und Charakter des Zensors gedeutet werden“, meinte er. Seine Aufgabe sei ohnehin kompliziert genug.

Schnell hatte er sich ein Bild von der Redaktion und den Mitarbeitern gemacht. So bemerkt er in einem Brief an Bitter: „[...] die Redaktion zog alsbald die meisten der Mitarbeiter und Korrespondenten der Deutschen Jahrbücher, namentlich Edgar und Bruno Bauer, an sich, trat mit dem sog. Vereine der Freien in Berlin, unter andern mit dem Dr. Rutenberg, in Verbindung und verfocht nun, von einer wenig energischen Zensur begünstigt, mit steigender Entschiedenheit die Ansichten der junghegelschen Schule, indem sie Auflö-

<sup>53</sup> Wilhelm St. Paul an Bitter. 31.1. 1843. Hansen, S. 420.

<sup>54</sup> Hansen, S. 421, FN 3.

<sup>55</sup> „Am 2. d. M. habe ich infolge der mir an diesem Tage insinuierten und den Redaktionen der hiesigen Zeitungen notifizierten Verfügung des Herrn Oberpräsidenten die hiesige politische Zensur übernommen“, schreibt St. Paul am 5. Februar an Bitter (Hansen, S. 425).

<sup>56</sup> Wilhelm St. Paul an Bitter. 5. 2. 1843. Hansen, S. 426.

sung der Kirche, Konstitution und absolute Preßfreiheit als ihre politischen Dogmen unumwunden bekannte.“<sup>57</sup>

Inzwischen hatte er sich auch selbst von der Schwierigkeit überzeugen können, „ein Blatt in den gesetzlichen Schranken zu halten, welches eine prinzipielle Opposition“ mache. Wolle „man nicht alle oder die meisten rai-sonnierenden Artikel streichen“, so bleibe nur übrig, so meinte er, „dieselben sehr sorgfältig zu überarbeiten“.<sup>58</sup>

### **Der Kontrahent Marx**

Die Beurteilungen die St. Paul über Marx abgegeben hat, sind allgemein bekannt – sollen hier aber der Vollständigkeit halber angeführt werden.

In seinem Bericht an Bitter vom 2. März charakterisiert er Marx wie folgt: „Dr. Marx ist allerdings hier der doktrinäre Mittelpunkt, der lebendige Quell der Theorien des Blattes; ich habe ihn kennen gelernt, er stirbt auf seine Ansichten, die ihm zur Überzeugung geworden sind; er ist entschlossen, Preußen zu verlassen und unter den jetzigen Umständen jede Verbindung mit der ‚Rheinischen Zeitung‘ aufzugeben [...]“<sup>59</sup>

Eine Woche später kommt er noch einmal darauf zurück: „Ich habe ganz neuerdings nun die hiesigen Hauptarbeiter des Blattes, namentlich den einflußreichsten unter ihnen, den Dr. Marx, persönlich kennengelernt, dessen philosophische und politische Ansicht kennenzulernen mir von großem Interesse gewesen ist. Wir haben mehrere erschöpfende Unterredungen gehabt, deren Ergebnisse ich mir vorbehalte, ausführlich mitzuteilen, da sie den Einblick in die Elemente und Richtungen der geistigen Bewegung der Gegenwart gewähren. So gewiß die Ansicht des Dr. Marx auf einem tiefen spekulativen Irrtume beruht, wie ich ihm auf seinem eigenen Terrain nachzuweisen bemüht war, so gewiß ist er von der Wahrheit seiner Meinung überzeugt, wie denn überhaupt den Mitarbeitern der ‚Rheinischen] Z[ei]t[un]g‘, soweit ich sie kennengelernt, eher alles andere, nur nicht Gesinnungslosigkeit im eben erwähnten Sinne zur Last fällt. Es kann dies freilich nur ein Grund mehr sein, sie von direktem und leitendem Einflüsse bei etwaiger Fortdauer des Blattes zu entfernen.“<sup>60</sup> In seinem Schreiben vom 18. März nennt er Marx den „Spiritus rector des ganzen Unternehmens“<sup>61</sup> Schließlich bemerkt er am 21. März:

<sup>57</sup> Wilhelm St. Paul an Bitter. 27. 2. 1843. Hansen, S.467.

<sup>58</sup> Wilhelm St. Paul an Bitter. 5. 2. 1843. Hansen, S. 425.

<sup>59</sup> Wilhelm St. Paul an Bitter. 2. 3. 1843. Hansen, S.472/473; MEJB 1, S. 364.

<sup>60</sup> Wilhelm St. Paul an Bitter. Köln, 9.–10. 3. 1843. In: MEGA<sup>1</sup> I/1.2, S. 151; Marx-Engels-Jahrbuch 1, S. 366.

<sup>61</sup> Wilhelm St. Paul an Bitter. 18. 3. 1843. In: Marx-Engels-Jahrbuch 1, S. 367.

„Nachdem Dr. Marx – der mir beiläufig gestern mitteilte, daß er der Verfasser der Entgegnung von der Mosel auf die Aufforderung des Oberpräsidenten v. Schaper sei – abgegangen ist, gibt es hier in Köln in der Tat keine Persönlichkeit mehr, welche die Zeitung in ihrer früheren odiosen Dignität zu erhalten und ihre Richtung mit Energie zu vertreten vermochte. Heinzen, Jung, Advokat Mayer, Mevissen sind zwar lauter scharfe Federn, aber es fehlt ihnen am wissenschaftlichen Kerne ihrer Meinung, sie haben sich nur nach gewissen Seiten hin die praktischen Konsequenzen der Ruge-Bauer-Marxschen Doktrinen angeeignet, sie sind nur instinktmäßige Radikale. Eine nähere Charakteristik sämtlicher Mitarbeiter des Blattes“, so bemerkt er, „welche ich um so genauer kennen gelernt habe, als sie zum Teil ein großes persönliches Vertrauen zu mir gewonnen zu haben scheinen, vielleicht weil ich meine Monita stets motivierte und mich auf ihrem eigenen Terrain mit ihnen wissenschaftlich einließ – hätte ich längst eingesandt, wenn mir nicht der Gegenstand für mündliche Mitteilung geeigneter erschienen wäre.“<sup>62</sup>

Auch darüber, wie die Handhabung der Zensur gestaltet werden soll, finden sich in den Berichten immer wieder Statements: „Es ist aber die Aufgabe der Zensur, jedem Extreme, gehöre es dem Unglauben oder dem Überglauben, dem Radikalismus oder dem Stabilismus an, entgegenzuwirken. Unparteilichkeit ist die unerlässlichste Pflicht der Zensur; in ihrer negativen Tätigkeit manifestiert sich der Wille und die Ansicht des Gouvernements, welches über den Parteien stehen soll; wo die Zensur einer Parteirichtung sichtlich den Zügel läßt, glaubt man sofort, das Gouvernement selbst konnivierte einer solchen Richtung.“<sup>63</sup>

Bei seiner Tätigkeit als Zensor – insbesondere der *Rheinischen Zeitung* – ging es jedoch auch nicht ohne empfindliche Schlappen ab, so musste ihn Arnim Anfang März u.a. wegen der Veröffentlichung eines angeblichen „Testaments Peter des Großen“<sup>64</sup> rügen: „Zu meinem Bedauern“ so schreibt v. Arnim, habe „der Ministerial-Secretair v. St.-Paul zu Coeln den ein apokryphes Testament Peters I. enthaltenden Artikel der ‚Presse‘ in einer von der Redaktion der ‚Rheinischen Zeitung‘ vorgelegten Uebersetzung passieren lassen“, und bemerkt, dass dieser Beitrag „auch in andere inländische Blätter übergegangen“ sei. „Der gedachte Zensor hat sich selbst, noch ehe die Aufforderung zur Verantwortung an ihn gelangt war, in einem hieher gerichteten Schreiben angeklagt und sein Verfahren mit einem heftigen Unwohlsein zu entschuldigen gesucht, an dem er während der Prüfung des betreffenden Blat-

<sup>62</sup> Wilhelm St. Paul an Bitter. 21. 3. 1843. In: Ebenda, S. 369.

<sup>63</sup> Wilhelm St. Paul an Bitter. 29.3. 1843. Hansen, S. 501.

<sup>64</sup> + \* + Paris, 20. Febr. In RhZ. Nr. 54 v. 23.2. 1843.

tes gelitten“, ergänzt Arnim. Er habe St. Paul aufgefordert, künftig „ähnliche Verstöße zu vermeiden.“<sup>65</sup>

Regierungsrat Bitter am 4. April an den Minister des Innern, Grafen v. Arnim: „Saint Paul halte ich nach den gemachten Erfahrungen für die Zensur nicht so qualifiziert, als zu erwarten gewesen wäre.“<sup>66</sup>

Das Verhältnis St. Pauls zu den Redakteuren und Förderern der *Rheinischen Zeitung* brachte ihn auch noch nach deren Verbot gegenüber seinen Vorgesetzten in Erklärungszwang. Die Umstände schildert er in einem Brief an Bitter folgendermaßen: „Die Geranten der Rheinischen Zeitung hatten mich vorgestern (31. März – E.K.) zu einem Souper im Königlichen Hofe eingeladen; ich glaubte diese Einladung ohne Beleidigung nicht ausschlagen zu dürfen, zumal ich durch manchfache dienstliche Bemühungen zugleich persönlich mit ihnen bekannt geworden war. Es war dies freilich, wie ich mich bei meiner Anwesenheit überzeugte, eine Art von ‚Totenfest‘ der Rheinischen Zeitung; auch kam bei demselben namentlich insofern eine Art politischer Demonstration vor, als dabei für den bekannten Professor Jordan kollektiert wurde, wovon ich mich auszuschließen keinen Grund fand“ bekennt er. Er habe keinen Grund, die Annahme der Einladung zu bereuen, betonte er zunächst<sup>67</sup> - bezeichnet später aber seine Teilnahme selbstkritisch als „Taktlosigkeit“.<sup>68</sup>

In den überlieferten Werken und Briefen von Marx und Engels kommt St. Paul nur zwei Mal vor. Zunächst wendet sich Marx selbst – vermutlich im Februar 1843 - an den Zensor St. Paul und bitte ihn um das Imprimatur für die von Arnold Ruge und Otto Wigand verfasste Beschwerdeschrift gegen die Unterdrückung der „Deutschen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst“, um sie im Beiblatt der *Rheinischen Zeitung* veröffentlichen zu können.<sup>69</sup>

Das zweite Mal erwähnt Engels ihn in seinem Nachruf auf Karl Marx. Dabei verwies er auf den „scharf oppositionellen Charakter“ der *Rheinischen Zeitung* und betonte, dass die Leitung „eine so geschickte“ gewesen sei, dass eigens „ein von Berlin ad hoc hergesandter Herr von Saint-Paul“ die Zensur des Blattes übernehmen musste.<sup>70</sup>

<sup>65</sup> Kliem, Karl Marx, S. 123; dazu auch Hansen, S. 463.

<sup>66</sup> Bitter an Arnim. 4.4. 1843. Zitiert von Hansen, S. 502, FN. 1.

<sup>67</sup> Wilhelm St. Paul an Bitter. 2.4. 1843. Hansen, S. 509.

<sup>68</sup> Ebenda, FN 2.

<sup>69</sup> Siehe Ergänzende Materialien zum Briefwechsel von Marx und Engels bis April 1846 (zu MEGA<sup>2</sup> III/1). In Marx-Engels-Jahrbuch 1, Berlin 1978, S. 328–329.

<sup>70</sup> Friedrich Engels: Marx, Heinrich Karl. In MEW 22, S. 337. – Irrtümlich spricht Engels hier jedoch von einer „dreifachen Zensur“, die tatsächlich so nicht existierte.



Mit dem Ende der Rheinischen Zeitung endete für St. Paul jedoch nicht seine Tätigkeit als Zensor der Kölner Zeitungen. „Sollte ich am 1. April hier erlöst werden, so würde ich bitten mich zu autorisieren, zuvörderst die Hauptredaktionen der Provinz, namentlich Aachen, Trier, Düsseldorf, zu besuchen, um die Redakteure persönlich kennen zu lernen und mich von den Preßzuständen der Provinz im Interesse des Zeitungsbureaus genauer und übersichtlich zu informieren.“<sup>71</sup>

Erst am 1. Juli 1843 endete St. Pauls Tätigkeit als Zensor der Kölner Zeitungen mit der interimistischen Ernennung von Graf Eulenburg.<sup>72</sup>

### Das Nachspiel

Das Ende von Saint Pauls Tätigkeit als Zensor der rheinischen Zeitungen hatte noch ein Nachspiel, das seinerzeit vor allem deshalb Aufsehen erregte, weil es als Sieg rheinischer Rechtsprechung gewertet wurde.<sup>73</sup> – Dieses Politikum reduzierte Ernst Dronke in seinem Berlin-Buch dagegen lediglich auf eine „Schlägerei mit den Nachtwächtern vor einem Kölner Hurenhaus“.<sup>74</sup>

Eine treffliche Zusammenfassung des Vorgangs liefert Joseph Hansen: „Am 2. August 1843“, so berichtet er, „dem Tage vor Saint Pauls Abreise von Köln, kamen abends spät Saint Paul, der [neue] Zensor Graf Eulenburg, Graf Schulenburg und Herr v. Einsiedel wegen ruhestörenden Lärms (in der Nähe von zweifelhaften Häusern) auf dem Neumarkt in Köln in einen Konflikt mit Nachtwächtern, in dessen Verlauf Eulenburg und Saint Paul verhaftet wurden. Sie wurden ins Stadtgefängnis abgeliefert, wo sie mehrere Stunden festgehalten wurden, bis sie Gelegenheit hatten, sich dem Inspektor gegenüber auszuweisen.“<sup>75</sup>

Dem Grafen Eulenburg wurde als erstem der Prozess gemacht. Die Tagespresse widmete diesem Ereignis ihre besondere Aufmerksamkeit. So berichtete der Kölner Korrespondent der „Mannheimer Abendzeitung“ mit Datum vom 30. August: „Heute morgen stand der Graf E. wegen nächtlicher Ruhe-

---

<sup>71</sup> Wilhelm St. Paul an Bitter. 21.3. 1843. Hansen, S. 492.

<sup>72</sup> Hansen, S. 546. – Zu einer definitiven Ernennung konnte sich der Minister des Innern jedoch nicht entschließen, „weil er in einer entfernteren Periode seines Lebens mehrfach Neigung zu einem ungeordneten Leben gezeigt hatte“. Ebenda.

<sup>73</sup> So schreibt die Mannheimer Abendzeitung (MAZ): „Obwohl die Sache an sich von geringem Belange ist, so sind die Folgen um so wichtiger, als die Strafe einen Mann aus den höchsten Ständen, der zugleich hochgestellter Beamter ist, getroffen und sich dabei die Vorzüglichkeit des keinen Standesunterschied kennenden rheinischen Strafgesetzbuches bewährt hat.“ MAZ. Nr. 206 v. 3. 9. 1843, S. 823.

<sup>74</sup> Siehe Anm. 3.

<sup>75</sup> Hansen, S. 581, FN 3.

störung und Beleidigung der Nachtwächter vor dem hiesigen Appellhofe, welcher wegen des Amtes des Beklagten (Assessor) als zuchtpolizeigerichtliche Instanz kompetent für die Sache war. Der Graf, obgleich durch die Zeugen hinlänglich überführt, leugnete die meisten Fakten, namentlich die Widersetzlichkeit gegen die Nachtwächter und den Gebrauch des Wortes Sch.....d, so wie den auf dem Depot stattgefunden haben sollenden Skandal.“<sup>76</sup>

Mit Genugtuung hob die Zeitung im Zusammenhang mit der Zeugenaussage eines der Nachtwächters hervor, wie dieser vom Auftreten Eulenburgs berichtete: „Titel fielen weg“ (!).<sup>77</sup> – Das Interesse der Öffentlichkeit an diesem Prozess war offenbar bedeutend, wie dem Berichtersteller der „Mannheimer Abendzeitung“ zu entnehmen ist: „Der Saal des Gerichtes war gedrängt voll und noch mehr Zuhörer würden sich eingefunden haben, wenn das Stattfinden der Verhandlung im Voraus bekannt gewesen wäre. [...] Die ganze Stadt war auf den Ausgang einer Angelegenheit gespannt, bei der Öffentlichkeit und Mündlichkeit sowie Gleichheit vor dem Gesetze einen neuen Triumph [sic !] feierten.“<sup>78</sup> In einem Bericht vom 2. September gibt das Blatt eine anschauliche Schilderung des Prozesses: „Bei dem beregten Polizeiprozeß der hier vor dem ersten Senate des Appellhofes geführt wurde, zeichnet sich der Staatsprokurator Berghaus durch die kräftige Inschutznahme der öffentlichen Sittlichkeit aus, indem er bedauernd sagte, wie schlimm es sei, dass eine Anklage der Art gegen einen Mann vorliege, welcher nach seinem eigenen Dafürhalten zu der höher gebildeten Gesellschaft gehöre. Ferner fiel es während der Vernehmung der Zeugen ganz besonders auf, wie entschieden die Nachtwächter deponirten. Ohne alle Förmlichkeit nannten sie Alles beim Namen und der Eine, der von dem Angeklagten unterbrochen wurde, sagte geradezu: Laßt mich einmal erst ausreden! In Altpreußen ist man dergleichen Dinge nicht gewohnt. Die Zeugen schienen aber zu wissen, daß sie unter dem hohen Schutze der Oeffentlichkeit standen, und daß es ihnen jetzt zukommt, öffentlich für die ihnen in jener Nacht angethanen Unbilden und Schimpfworte Genugthuung zu erhalten.“<sup>79</sup>

Eulenburg, der sich selbst verteidigte, wurde zu einer Geldstrafe von 25 Talern und Erstattung der Kosten verurteilt. Die Entbindung von seiner Funktion als Zensor und die Versetzung nach Oppeln schloss für ihn diese Episode unrühmlich ab. Kölner Witz nannte die „Violine“ – das Rathausgefängnis – fortan: die Eulenburg. – Danach hielt sich das öffentliche Interesse an der Sache

<sup>76</sup> MAZ. Nr. 205 v. 2.9. 1843 (Beilage), S. 819.

<sup>77</sup> Ebenda.

<sup>78</sup> MAZ. Nr. 205 v. 2.9. 1843 (Beilage), S. 820.

<sup>79</sup> MAZ. Nr. 207 v. 5.9. 1843, S. 826.

in Grenzen. Zwar berichtete die „Mannheimer Abendzeitung“ Anfang September noch einmal über den Fortgang der Angelegenheit: „Herr von St. Paul wird erster Tage hier erwartet, um vor dem ersten Senate des Appellationshofes zu erscheinen. Herr v. St. Paul ist bekanntlich Ministerialsekretär.“<sup>80</sup> Mitte September wurde dann noch einmal relativ ausführlich über die Frage nach dem Titel und der Schreibweise des Namens berichtet, war er nun Marquis, Freiherr, Herr von St. Paul oder nur schlicht Herr St. Paul.<sup>81</sup> – Danach wendet sich die Presse anderen Fragen zu. Die Tatsache, dass er ebenfalls – wie sein Freund Eulenburg – wegen nächtlicher Ruhestörung zu einer Geldstrafe von 25 Talern, wird gar nicht mehr erwähnt.

### **Der Zensor und Heinrich Bettziech**

Eine Ahnung, über die Art und Weise wie St. Paul als Zensor seines Amtes waltete, geben die Verhöre von Heinrich Bettziech<sup>82</sup>. Bei der am 12. Januar 1846 durchgeführten Vernehmung, ging es um die von der „Stadt-Aachener Zeitung“ verbreitete Mitteilung aus Berlin, wonach „hier in kurzer Zeit drei Lehrer wegen Überarbeitung und Nahrungssorgen wahnsinnig geworden“ seien. Auf Nachfrage gab Bettziech an, dass diese Information auf einer Äußerung beruhe, die er „in einer der hiesigen Konditoreien“ gehört habe. Zur Verteidigung der Glaubwürdigkeit seiner Darstellung berief er sich darauf, dass auch die „Kölnische Zeitung“ eine ähnliche Information gebracht habe, wie er allerdings erst später festgestellt habe.<sup>83</sup>

Ein zweites Verhör, das St. Paul am 26. Juli 1846 durchführte, wurde – offensichtlich auf Betreiben des „Zeitungsbüros“ – in der „Stadt-Aachener Zeitung“ veröffentlicht.<sup>84</sup> Dabei ging es um eine Notiz, in der Bettziech behauptete hatte, „in den Staatskassen ist jetzt kein Ueberschuß. Die Zuschüsse welche das Königl. Kammergericht alle Quartale aus der General-Staats Kasse erhält, konnten zum 1. Juli nicht so früh gezahlt werden, als üblich war.“<sup>85</sup>

Ein drittes Verhör offenbart, in welchem Maße St. Paul bereit war, auch Mittel des psychischen Drucks anzuwenden. Die Vernehmung fand am 10.

<sup>80</sup> MAZ. Nr. 209 v. 7. 9. 1843, S. 834.

<sup>81</sup> Siehe MAZ. Nr. 218 v. 17. 9. 1843, S. 870.

<sup>82</sup> Heinrich Bettziech (1813-1876), Schriftsteller und Publizist.

<sup>83</sup> Protokoll über die Vernehmung des Literaten Dr. phil. Heinrich Bettziech am 12. Januar 1846 in Berlin. Landesarchiv Berlin (LA Berlin), A Pr. Br. Rep. 030 Tit. 94 Nr. 14366, Bl. 110. – Ich habe Frau Gisela Erler zu danken, die so freundlich war, mir die relevanten Seiten aus der Akte herauszusuchen und Kopien zuzuschicken.

<sup>84</sup> Siehe Stadt-Aachener Zeitung, Nr. 217 v. 5. 8. 1846. – Ein offenbar gängiges Verfahren, um missliebige Korrespondenten zu diskreditieren.

<sup>85</sup> Ebenda. Nr. 199 v. 18.7. 1846.

Februar 1847 statt. Bettziech hatte in der Nr. 8/1847 der „Börsen-Nachrichten der Ostsee“ über Ausschreitungen in Berlin berichtet, wonach es zu Kartoffeldiebstählen auf dem Mark gekommen sei. Er weigerte sich entschieden, jene Personen namhaft zu machen, von denen er diese Informationen erhalten hatte. St. Paul verschärfte den Ton und betonte – jetzt bereits ganz polizeilicher Ermittler – dass es sich „um die Ermittlung eines Verbrechens“ handle. Bettziech ließ sich jedoch nicht einschüchtern und erklärte, das Protokoll nur unterschreiben zu wollen, wenn darin ausdrücklich „registriert würde, daß er sich überhaupt nur aus dem Grunde auf die Vernehmung eingelassen habe, weil ihm bemerklich gemacht worden sei, daß es sich um die Ermittlung eines Verbrechens handle, und daß er gegen die etwaige Veröffentlichung dieses Protokolls behufs Berichtigung seines Referats in den Börsenblättern der Ostsee protestire.“<sup>86</sup>

Auch wenn in den vorliegenden Fällen zuweilen recht großzügig mit den Fakten umgegangen worden ist, Informationen aus zweiter Hand Grundlage der Berichte waren, manchmal schlicht Gerüchte kolportiert wurden: St. Paul tritt uns hier ungeschminkt als Hüter der preußischen Ordnung entgegen. Allein die regelmäßige Vorladung der Korrespondenten musste zermürend wirken, was St. Paul gewiss nicht entgangen sein wird. – Ein „erzjoviales“ Talent?

## Die Freien

Es ist anzunehmen, dass St. Paul bereits Anfang der vierziger Jahre Kontakt zu dem Kreis um Bruno Bauer hatte. Die Sicherheit, mit der er auf die Beziehungen der *Rheinischen Zeitung* zu den „Freien“ hinweist, stützt diese Annahme. Als diesem Kreis zugehörig, wird er selbst allerdings erst später definitiv genannt. Theodor Fontane berichtet darüber, dass er 1845 bei seiner Rückkehr nach Berlin von „sechs, acht Strolchen“ um Geld angebettelt worden sei, unter denen er seinen alten Bekannten Julius Faucher erkannte. Er vermutet, daß es sich bei dieser „Bande“ um die „Sieben Weisen aus dem Hippelschen Keller“ gehandelt habe. Nach seinen Informationen bestand diese Gruppe, deren Zusammensetzung variierte, zu jener Zeit aus „Bruno Bauer, Edgar Bauer, Ludwig Buhl, Max Stirner, Leutnant St. Paul und Leutnant Techow. Der siebente war eben Faucher selbst.“<sup>87</sup>

<sup>86</sup> Protokoll über die Vernehmung des Literaten Dr. phil. Heinrich Bettziech am 10. Februar 1847 in Berlin. LA Berlin, A Pr.Br.Rep. 030 Tit. 94 Nr. 14366, Bl. 209–210.

<sup>87</sup> Theodor Fontane, *Autobiographische Schriften*, Bd. II: Von Zwanzig bis Dreißig. Berlin/Weimar 1982, S. 37–38.

Der Stirner-Biograph John Henry Mackay hat den großen, weit über die hier genannten, hinausgehenden Kreis in seiner Zusammensetzung und Bedeutung analysiert und treffend charakterisiert: „Da waren natürlich an erster Stelle die liberalen Journalisten, die sich angezogen fühlen mußten von dem Bilde, das in seiner reichen Beweglichkeit ihnen immer neuen Stoff zur Anregung bot [...]; da waren die Schriftsteller und Dichter, die sich berauschten an den Worten, die an der lauten Tafel erklangen und die kommende Zeit geradezu heraufzubeschwören schienen; da die jungen Studenten, die hier die Wahrheiten massenhaft hören konnten, die ihnen von den Kathedern herunter ganz sicher nicht gepredigt wurden. Da waren weiter die klugen und scharfen Köpfe, die, der Worte und des Wartens müde, mit der Verwirklichung einer Freiheit die ganze herbeiführen zu können glaubten und sich mit der Beute des Freihandels beladen zurückzogen; da einige Offiziere, deren Horizont über Weiber und Pferde hinausging, und die kühn genug waren, sich in den ‚oben‘ so verrufenen Kreis zwanglos zu mischen; da endlich eine große, bunte Schar von Gästen aller Art, die kamen und gingen, wiederkamen und fortblieben, und – last not least – da die Damen, die natürlich nicht als solche, sondern als gute Kameraden behandelt wurden und ein offenes Wort nicht übel nehmen durften.“<sup>88</sup>

Den breiten Themenkreis ihrer Diskussionen umreißt er folgendermaßen: „Da war die Zensur, die unerschöpflichen Anlaß zu stets neuer Beleuchtung der herrschenden Gewalt bot; die Zwanzig-Bogen-Frage; die immer mehr um sich greifende Bewegung des Sozialismus und ihr Gang durch die verschiedenen Länder, der beginnende Judenhaß; die religiöse und die studentische Bewegung; die eigenen, unaufhörlichen Kämpfe mit den Autoritäten [...].“<sup>89</sup>

Zusammenfassend gelangt er zu dem Schluß, dieser Kreis sei „eine gute Schule scharfer Beweisführung und unerschrockenen Denkens gewesen in einer Zeit, als alles Alte zusammenzubrechen schien, um dem Neuen Platz zu machen. Und als das Alte in anderer Form sich wieder erhob, haben die stillen und unsichtbaren Errungenschaften jener Tage doch noch fortgewirkt und sich erneuert in den unseren.“<sup>90</sup> – Bliebe anzumerken: Eine gute Schule offenbar auch für den Zensor.

---

<sup>88</sup> John Henry Mackay, *Max Stirner – sein Leben und sein Werk*. Berlin-Charlottenburg 1914, S. 59–60.

<sup>89</sup> Ebenda, S 79.

<sup>90</sup> Ebenda, S 82.

## Ein Standpunkt

Im Januar 1847 erschien in der „Allgemeinen Preußischen Zeitung“ ein Beitrag unter der Überschrift „W. Marr. Heinzen. Freiligrath“.<sup>91</sup> Anlass dieses Artikels war das 1846 erschienene Buch von Wilhelm Marr „Das junge Deutschland in der Schweiz“.<sup>92</sup>

Kurz darauf veröffentlichte St. Paul eine kleine Schrift mit dem Titel „Ein Standpunkt.“<sup>93</sup> Dabei handelt es sich um seine Stellungnahme zu dem in der „Allgemeinen Preußischen Zeitung“ veröffentlichten Beitrag. Einleitend betont er, dass „dergleichen offene Mittheilungen [...] nur erwünscht sein“ könnten, „da sie auch größere Kreise über die Parteibewegungen der Zeit zu orientiren bestimmt sind.“ Zugleich aber warnt er: „Sollen sie indeß diesem Zwecke entsprechen und keiner Missdeutung ihrer Motive unterliegen, so müssen sie eine streng unparteiische Haltung bewahren.“<sup>94</sup>

Einen besonderen Stellenwert erhält diese Veröffentlichung dadurch, dass hier der – noch aktive – Zensor die Grundzüge seines Denkens und Grundsätze seines Wirkens umreißt. Machen seine Berichte an Bitter bereits deutlich, dass er seine Aufgabe in Köln durchaus ernst nahm und wenn er tatsächlich mit den Redakteuren beim Schoppen Wein gesessen hat, dann gewiss vor allem aus dem Grund, deren Standpunkte und Argumente kennen zu lernen, um so – möglichst ohne grobe Eingriffe – den Einfluss des preußischen Staates auf die agierenden Personen und schließlich auf die betreffenden Zeitungen zu sichern. So hebt er in seiner Broschüre hervor, dass es „in den Bewegungen und Richtungen der Gegenwart viel Berechtigtes, viel relativ Berechtigtes, viel Unberechtigtes“ gäbe, solle das eine mit dem anderen nicht vermischt werden, solle „die Schilderung eines monströsen Extrems der Zeit, wie die besprochene Propaganda, nicht die Deutung mittelbarer Ermuthigung einer gleich monströsen aber ungleich gefährlicheren Propaganda des andern Extrems hervorrufen, so müssen Mittheilungen der Art von einem überschauenden Standpunkte aus gegeben werden“. Wolle man das nicht, so solle man „die Form des nackten, rein thatsächlichen Referats“ wählen und „den Kommentar und die Moral dem gesunden Volkssinne“ überlassen. „Ungleich heilsamer und ungleich würdiger“ aber wäre es, so meint er, „solche Mittheilun-

<sup>91</sup> Siehe Allgemeinen Preußischen Zeitung, Nr. 17 v. 17. 1. 1847 (Beilage), S. 69–70.

<sup>92</sup> Wilhelm Marr: Das junge Deutschland in der Schweiz: Ein Beitrag zur Geschichte der geheimen Verbindungen unserer Tage, Leipzig 1846.

<sup>93</sup> Ein Standpunkt. Betrachtungen geknüpft an den in Nr. 17 der Allgemeinen preußischen Zeitung veröffentlichten Aufsatz über die jungdeutsche Propaganda in der Schweiz. Von St. P. Verlag von Julius Schmidt. Berlin 1847, 24 S.

<sup>94</sup> Ebenda, S. 3.

gen, deren Fortsetzung auch nach andern Richtungen hin aufrichtig zu wünschen wäre, von dem vorangedeuteten freien Standpunkte aus zu geben, wie ein solcher z.B. in der Äußerung des Aufsatzes der Allgem. preuß. Zeitung hervortritt: „Es handelt sich ja auch nicht um diese Propaganda und deren Wortführer; diese werden die Welt nicht umkehren, aber sie sind von einem gewaltigen Principe getragen, das sie falsch aufgefasst haben; aus diesem Principe rollt das Vereinswesen und andres Große der Zeit heraus, aber es wird zum Ungeheuer, wenn eine Zeit nicht Acht hat.“ Ein solcher Standpunkt setze aber „eine umfassende Kenntnis der Zeit voraus“, es sei jedoch „leichter die Vergangenheit, ja die Zukunft zu erkennen, als die Gegenwart zu verstehen“ meint er.<sup>95</sup>

In seinen weiteren Überlegungen wendet er sich der Frage nach dem Schlüssel zum Verständnis der Gegenwart zu und sieht ihn vor allem in der religiösen Bewegung. Quintessenz seiner Überlegungen: „Möchte sich die preußische Regierung im ächt protestantischen Geiste zu dem Principe bekennen: den Geist frei walten zu lassen, nirgends zu hemmen, wo ein wahres Bedürfnis des Glaubens oder des Denkens Befriedigung sucht, entgegenzutreten aber den unberechtigten Extremen, den Propaganden des Unglaubens wie des Buchstabendienstes. Mit diesem Principe würde die Regierung sich auf die Höhe der Zeit stellen und die moralische Macht gewinnen, welche die äußere Gewalt heut nicht giebt. Das Berechtigte würde kräftig hervortreten, die Edelsten, die Begabtesten der Nation auf ihrer Seite stehn, das reaktiv Berechtigte würde die oppositionelle Farbe verlieren, das Unberechtigte aber schnell in sein Nichts versinken.“<sup>96</sup>

Beim Lesen dieser Überlegungen kommt unwillkürlich der Gedanke auf, welchen Anteil Varnhagen daran gehabt haben mochte, der sich 1815 in zwei Denkschriften mit den Fragen der Zensur befasst und darin „für den Abbau der zensurpolitischen Unterdrückungsmaßnahmen und die Aktivierung loyaler publizistischer Kräfte“ plädiert hatte.<sup>97</sup>

### **Fontane und St. Paul**

Theodor Fontane widmet St. Paul in seinem Scherenberg ein ganzes Kapitel.<sup>98</sup> Über die Umstände, wie sie sich näher kennen lernten, berichtet er:

---

<sup>95</sup> Ebenda, S. 4.

<sup>96</sup> Ebenda, S. 23.

<sup>97</sup> Dittmer: Beamtenkonservatismus, S. 70.

<sup>98</sup> Theodor Fontane: Autobiographische Schriften. Band III/1: Christian Friedrich Scherenberg. Tunnel-Protokolle und Jahresberichte. Autobiographische Aufzeichnungen und Dokumente. Berlin u. Weimar 1982. – Die Darstellung Fontanes ist allerdings in eini-

„Im Winter 49 auf 50 war es, daß Lieutenant St. Paul, nach einer voraufgegangenem zufälligen Begegnung im Tunnel, mich häufiger besuchte.“<sup>99</sup> Er sei der *ihm* „sympathischste“ unter den Tunnel-Teilnehmern gewesen, der „den Mut einer gelegentlichen Auflehnung gegen Orelli hatte“.<sup>100</sup> Weiter berichtet er über diese Beziehung: „Was ihn dazu veranlaßte, kann ich nur mutmaßen. Sehr wahrscheinlich war es bittere Not und Bedrängnis, um deretwillen er eine Zeitlang allabendlich mit einer Regelmäßigkeit an meine Tür klopfte wie des Morgens die Sperlinge an mein Fenster. Er fror und war hungrig. Ich seh ihn noch deutlich vor mir in seinem engen abgetragenen Sommerrock, den Kragen in die Höh geklappt, wie er sich an den Ofen stellte, die Hände rieb und schudderte. Dann machte ich Grog oder Tee, und wir plauderten eine Stunde lang zusammen. Bei diesem Geplauder war er immer verlegen, was ich mir bei dem Gefühl von Superiorität, das er hatte und haben durfte, nur so deuten kann, daß er mich ganz als *bon enfant* nahm und den rechten Ton für solche Kinder nicht finden konnte. Mein eigen Leben, das dem *seinen* nahe verwandt und doch wiederum grundverschieden davon war, mocht ihm zu denken geben, und während er Teilnahme von mir forderte, lieb er mir im stillen vielleicht die seine. Denn all seiner Verkommenheit unerachtet war er klug und fein und nicht ohne Herzensgüte. Von Zynismen, auf deren Gebiet er sich des Rufes der Meisterschaft erfreute, hab ich niemals etwas aus seinem Munde gehört; er war vielmehr umgekehrt immer gewählt im Ausdruck und voll eigentümlicher Diplomatie. Wenn er sich dann äußerlich und innerlich gewärmt hatte, bat er mich, ihm etwas Geld zu leihen, und nannte dabei regelmäßig eine so minime Summe, daß selbst *meine* Mittel dafür ausreichten. Und dann brach er auf. Alles in allem, wenn ich mir sein Bild zurückrufe, hab ich einen wehmütigen Eindruck von ihm: eine reich angelegte Natur, eine schöne, frühzeitig prostituierte Menschenseele.“<sup>101</sup>

---

gen Punkten nicht korrekt, so u.a. dass Graf Eulenburg, der spätere Minister des Innern, eigens nach Köln geschickt worden sei, „um den in seinem Dienste viel zu schlaffen Zensor zu kontrollieren beziehungsweise zu schärferem Vorgehen anzuspornen.“ Ebenda, S. 95/96. Nicht nur, dass St. Paul in Köln seiner Aufgabe gewissenhaft nachgekommen war, wie dargestellt, er hatte Eulenburg auch als seinen Nachfolger vorgeschlagen. Fontane vermutet weiter, dass St. Paul sein Zensoramt bis Ende 1847 verwaltet habe, „um welche Zeit etwa er nach Berlin zurückkehrte.“ – Tatsächlich war Saint Paul bereits im August 1843 nach Berlin zurückgekehrt.

<sup>99</sup> Ebenda, S. 96.

<sup>100</sup> Ebenda. Heinrich v. Orelli (geb. 1815 in Zürich – gest. 1880 in Berlin), Philosoph und Kritiker, war Mitglied des „Tunnel über der Spree“, einer 1827 gegründeten literarischen Gesellschaft, die über siebzig Jahre das literarische Leben in Berlin mitbestimmte. Einer der bekanntesten Mitglieder war Theodor Fontane.

<sup>101</sup> Ebenda, S. 97/98.



Weiter zitiert Fontane aus einem an ihn gerichteten Brief: „Einer seiner näheren Freunde schrieb mir noch neuerdings über ihn: „Ich teile ganz Ihre spezielle Sympathie für St. Paul. Er war allerdings verlumpt, aber ein entzückender Kerl von au rond nobler und namentlich *humaner* Gesinnung nur sollte keiner was davon merken. Er verstellte sich ad maiorem cynismi gloriam. Im Jahre 52 bezog er, als mein unmittelbarer Nachfolger, eine Chambregarniewohnung und enthusiasmierte die Wirtin und deren Kinder. Er war die Leutseligkeit selbst und voll gesunden Humors.“<sup>102</sup>

Wie aus einem – gleichfalls von Fontane zitierten – Brief vom 13. März 1849 an Scherenberg<sup>103</sup> hervorgeht, saß St. Paul gerade wegen Schulden in der Hausvogtei. Ende März konnte er endlich aus seiner Wohnung in der Neuen Königstraße 58 berichten: „Alter Freund, meine Erlösungsstunde hat heute nach einer fast fünfwöchentlichen Klausur geschlagen. Meine Gläubiger haben sich mit der Garantie meines Bruders, meine Schulden bezahlen zu wollen, zufrieden erklärt.“<sup>104</sup>

In einem weiteren – ebenfalls an Scherenberg gerichteten – Brief beklagt er sich über Orelli und verwahrt er sich gegen dessen Beurteilung, er sei ein Schauspieler. „Verstellung, Pffiffigkeiten und krumme Wege“ seien ihm fremd, betont er<sup>105</sup>, er sei „allezeit ein Suchender gewesen“.<sup>106</sup> Bemerkenswert auch eine Reaktion auf eine Bemerkung von Widmann: „Erinnere Dich, als er zu uns sagte: ‚Wenn ich wollte, könnt ich morgen Oberpräsident sein.‘“ – Sarkastisch kommentiert er knapp: „Als ob das übrigens etwas wäre!“<sup>107</sup>

Bemerkenswert auch seine Schilderung eines Gesprächs mit einem Kellner, den er gefragt habe „ob er zu den Roten gehöre“, wobei er die Urteile des Kriegsgerichts „über rote Federn lächerlich“ zu machen beabsichtigte. Gegen Angriffe verteidigte er sich mit dem Hinweis „daß man mit Kellnern ebensogut über Politik sprechen“ könne, wie mit Orelli.

---

<sup>102</sup> Ebenda, S. 99.

<sup>103</sup> Ebenda: „Ich bin hier in der Hausvogtei“ schreibt St. Paul, „wegen einer Schuld im Personalarrest. Bis jetzt weiß niemand davon, auch nicht meine Eltern.“ – Christian Friedrich Scherenberg (geb. 1798 in Stettin; gest. 1881 in Berlin) ebenfalls einer der Mitglieder des „Tunnel über der Spree“.

<sup>104</sup> Ebenda, S. 100.

<sup>105</sup> Theodor Fontane: Autobiographische Schriften. Band III/1: Christian Friedrich Scherenberg. Tunnel-Protokolle und Jahresberichte. Autobiographische Aufzeichnungen und Dokumente. Berlin u. Weimar 1982, S. 101 (Nachfolgend Fontane: Scherenberg).

<sup>106</sup> Ebenda, S. 102.

<sup>107</sup> Ebenda, S. 103.

## Die Demokratie

„Im Jahre 1849 schrieb er ein Heft ‚Die Demokratie‘“, heißt es bei Varnhagen.<sup>108</sup> Der ehemalige Zensor nunmehr selbst Herausgeber einer Zeitschrift? Offenbar ist nichts unmöglich. – Der Titel war bald gefunden, die Standorte auch<sup>109</sup> – aber beide Bibliotheken konnten sich zu einer Fernleihe dieses seltenen Heftes nicht entschließen.<sup>110</sup>

In beiden Fällen handelt es sich nur um den ersten Teil (1. Heft, oder erster Abschnitt), in dem „Der Zustand der Zeit“ beleuchtet wird. – Es gehört zu den Kuriositäten, die nur das Leben bereit hält, dass ausgerechnet dieses Heft im „Verzeichnis von verschollenen Büchern aus den Bibliotheken von Marx und Engels. 2. Teil“ aufgeführt ist – offenbar also aus der Bibliothek von Marx bzw. Engels stammt.<sup>111</sup>

Dem Inhaltsverzeichnis des ersten Heftes zufolge sollte der zweite Abschnitt, d.h. das zweite Heft, unter der Überschrift „Das Verlangen der Zeit“ mit den Schwerpunkten „1. Die Ursachen und die Elemente der Zeitbewegung“ und „2. Die Demokratie“ erscheinen. Im dritten und letzten Heft beabsichtigte der Autor „Die Zukunft der Zeit“ unter folgenden Schwerpunkten zu beleuchten: Die Sprache, die Wissenschaft., die Erziehung und die Schule, die Association, die Gemeinde, die Kirche und der Staat. Darunter steht: „\* Jedes Heft bildet ein in sich geschlossenes Ganze.“ – Noch im Februar 1850 war der Autor davon überzeugt, dass der zweite Teil „in der nächsten Woche erscheint.“<sup>112</sup> – Welche Ursachen schließlich die Veröffentlichung verhinderten, ist unbekannt.

<sup>108</sup> Biographische Notiz. Varnhagen Sammlung 224.

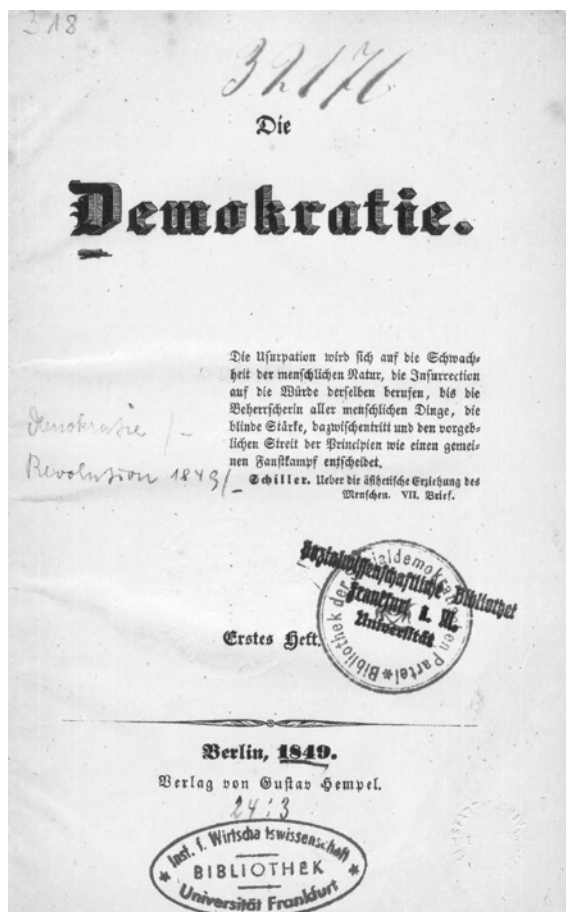
<sup>109</sup> Die Demokratie. Erstes Heft. Berlin: Hempel 1849. Exemplare vhd. in: 1 Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a. M. Signatur: S 35/352; 2. Westfälische Wilhelms-Universität, Inst. f. Öffentliches Recht und Politik.

<sup>110</sup> Es ist schließlich dem Verständnis von Bibliotheksdirektor Dr. Wilhelm R. Schmidt (Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a. Main) und insbesondere seiner Mitarbeiterin Angelika Wirtz zu danken, dass ich über dieses Heft detaillierte Auskunft und schließlich einen Scan erhalten habe, der es mir erlaubt, eine Auswertung vorzunehmen. – Inzwischen ist das Heft auch als Online-Ressource im Internet unter <http://edocs.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2007/9398/> verfügbar.

<sup>111</sup> Siehe Verzeichnis von verschollenen Büchern aus den Bibliotheken von Marx und Engels. 2. Teil. In Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. H. 12, Berlin [DDR] 1982, S. 24. Es handelt sich hier zweifelsfrei um das Frankfurter Exemplar, das u.a. den Besitzstempel „Bibliothek der Sozialdemokratischen Partei“ und die Katalog-Nr. 32176 trägt. Im Band IV/32 der MEGA<sup>2</sup> (Die Bibliotheken von Karl Marx und Friedrich Engels. Annotiertes Verzeichnis des ermittelten Bestandes, Berlin 1999) ist dieses Heft nicht aufgeführt.

<sup>112</sup> Wilhelm St. Paul an Varnhagen. 12. Februar 1850. Varnhagen Sammlung 224.

Bereits im ersten Heft scheint kein Thema unberührt: die Widersprüchlichkeit menschlichen Denkens und Handelns; das Verhältnis von Krieg und Frieden; die Auswirkungen von Dampfschiff, Eisenbahn und elektrischem Telegrafen auf die Beziehungen zwischen den Völkern; die Aufgaben von Kirche und Staat. Zum Verhältnis von Freiheit und Gerechtigkeit finden sich ebenso Überlegungen wie zu Realismus und Idealismus. Seine Sicht auf die Bedeutung der Reformation darf nicht fehlen. Auch die politische Situation in England, Frankreich, Russland und Deutschland wird eingeschätzt. Schließlich widmet er sich auch der Gesetzgebung, Erziehung und Verbrechensbekämpfung. Eine Polemik gegen Guizots „Demokratie“ darf ebenso wenig fehlen, wie ein Seitenhieb auf den Sozialismus/Kommunismus. Aber es sind auch solche bemerkenswerten Sätze zu finden, wie: „Mit Glanz und Pomp ist den Völkern nicht mehr beizukommen [...]“ (S. 64) oder „Die Tyrannei des Geldes hat das Leben durch und durch verpestet und entadelt.“ (S. 68) Das erste Heft endet mit: "Nicht in der Aenderung der Dinge und der Institutionen allein liegt die Hülfe der Zeit, sondern vor allem in der *Aenderung und Besserung der Menschen.*" (S. 130)



### Schleswig-Holstein

Gegen Ende des ersten Halbjahrs 1850 verschwindet St. Paul aus dem Blickfeld Fontanes. Der schreibt: „Den Sommer darauf war er wie verschollen, und als ich nach ihm fragte, vernahm ich, daß er, seine frühere Militärschaft wieder hervorsuchend, als Compagniechef in die schleswig-holsteinsche Armee getreten sei.“<sup>113</sup> Welches seine Beweggründe für diesen Schritt waren, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Möglicherweise war es ein ganzes Bündel. Seine eigene, offenbar ziemlich ausweglose finanzielle Situation mag

<sup>113</sup> Fontane: Scherenberg, S. 98.

dabei eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben – aber auch der Tod des Vaters am 3. Juni könnte der letzte Anstoß gewesen sein. – Wie dem auch sei: Jedenfalls wurde St. Paul am 6. Juni 1850 als Volontär-Offizier mit dem Dienstgrad eines Premierlieutenants in das 8. Infanterie-Bataillon eingereiht.<sup>114</sup>

Im September begegnet ihm Eduard Schmidt-Weißenfels in Altona. – Beim Lesen seines Berichts wird man das Gefühl nicht los, als hätte St. Paul den Tod gesucht. „Wenn auch kein intelligenter Offizier“, schreibt Schmidt-Weißenfels, „war er unstreitig einer der tapfersten des ganzen Heeres, ein Offizier, der nicht zurückschreckte, mit seinem dünnen Degen und drei Mann auf eine Batterie anzurennen oder eine Festung zu stürmen. Je mehr er darauf lospauken konnte, um so wohler war ihm zu Muthe, und es gab nichts Possibleres, als wenn er seinen Soldaten erklärte, dass die kleinen Bleikugeln „so großen Eseln, wie die Menschen seien“, nichts anhaben könnten. [...] Eine blaue Bohne hatte jedoch mehr Unverschämtheit besessen und war dem tollkühnen Premier-Lieutenant in die Lende gefahren; am Anfang suchte er diese Grobheit mit Auslachen zu bestrafen; aber bald sah er ein, dass die kleinen Bleikugeln ‚so großen Eseln, wie die Menschen sind‘, doch etwas verdrießliches anhaben können. An dieser Wunde lag er jetzt in Altona beim Apotheker Zeise, und fand zum Glück in diesem Hause durch die Liebenswürdigkeit seiner Bewohner, besonders der reizenden Tochter, einigen Ersatz für die Langeweile, die ihn in dieser passiven Lage auf’s bitterste martern musste. Indessen merkte ich schon damals, dass Saint-Paul das völlige Zuheilen der Schusswunde in seiner Unruhe nicht abwarten werde; in der Tat war er auch bald wieder im Felde; aber die Folgen zeigten sich durch öfteres Wiederaufbrechen der Wunde, die später auch der Grund seines Todes in Berlin, im Jahre 1852.“<sup>115</sup>

## Das Ende

Ein letzter Brief von St. Paul hat sich in der Zentralbibliothek Zürich erhalten. Er ist vom 23. August 1852 und an Gottfried Keller in Berlin, Mohrenstraße 6, gerichtet. Geschrieben in seiner letzten Wohnung, Potsdamer Str. 46, handelt er vor allem von Schulden: „Lieber Keller“, so schreibt er, „zum ersten Mal seit 2 Monaten einer wahren Hetzjagd auf mich, habe ich einmal ei-

<sup>114</sup> Siehe Biographischen Notizen über die Offiziere, Militair-Aerzte und Beamten der ehemaligen Schleswig-Holsteinischen Armee und Marine von F. Möller, Kiel 1885 – nach einer frdl. Auskunft von Herrn Heinrich Freiherr von Hoyningen gen. Huene (Landesarchiv Schleswig-Holstein). Das genaue Eintrittsdatum nach Jan Schlürmann: Die Schleswig-Holsteinische Armee 1848-1851. Tönnig 2004, S. 638.

<sup>115</sup> Schmidt-Weißenfels: Memoiren, S. 142-143.

nen Thaler übrig, den schicke ich Ihnen als demüthigen Quartiermacher für die andern 12 Apostel, die im nächsten Monate bei Ihnen einrücken“ werden, „da nicht Hauswirthe, Exekutoren etc. auf dem Sprunge stehn mir aus den Fingern zu nehmen“.<sup>116</sup>

Mit gerade 44 Jahren stirbt Wilhelm Saint Paul am 6. Dezember 1852 gegen 4½ Uhr in seiner Wohnung in der Potsdamer Straße 46. Als Todesursache wird Nervenfieber angegeben. Am 9. Dezember wurde er auf dem Friedhof in Schöneberg begraben.<sup>117</sup> Er hinterließ seine Mutter<sup>118</sup> und die beiden Geschwister. An der Trauerfeier, auf der der Prediger Dr. Hofmeier die Trauerrede hielt, nahmen vermutlich auch Bruno Bauer, Gottfried Keller, Christian Friedrich Scherenberg, Heinrich v. Orelli und Adolf Widmann teil, die Schmidt-Weißenfels noch wenige Tage später „in innigster Betrübniß um ein verbummeltes, aber erzjoviales und gesellschaftliches Talent“ antraf.<sup>119</sup>

**Autor:** Erhard Kiehnbaum, Roßmühlenstr. 13, 17489 Greifswald.  
Email: e.kiehnbaum@online.de

---

<sup>116</sup> Wilhelm Saint Paul an Gottfried Keller. 23. 8. 1852. Zentralbibliothek Zürich. Sign.: Ms GK 79 f. – Ich habe Herrn Prof. Dr. Christoph Eggenberger für die Überlassung einer Kopie zu danken.

<sup>117</sup> Siehe Bestattungsbücher der Ev. Kirchengemeinde Alt-Schöneberg. Ev. Kirche. Landeskirchliches Archiv. 359/4+ Alt-Schöneberg S. 216/1852

<sup>118</sup> Sie wohnte in der Dorotheenstr. 42. Berliner Adreß-Buch 1852, S. 25.

<sup>119</sup> Schmidt-Weißenfels: Memoiren, S. 143.